

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 21

Artikel: Die neuesten Werke des Diakonissenhauses in Bern
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641823>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Stürler-Spital des Diakonissenhauses Bern an der Altenbergstrasse.

Und jitz wott ig ech no mys Bärkli zeigen und myni wunderschöne Tulipa. Seit er o scho so unbeschreiblich schöni Farbe gseh? Nisch nid e Pracht, so viele Blumewunder, links und rechts vom Wäg, die ganzi Längi vom große Garte? — Und dert, das große, runde Beet mit gefüllte Tulpen ussen um und inne drinn die höche, wo so lang tüe blüeje.

Jitz chömet lueget no, da ufem Bärkli hei d'Edelwösch-Schüttdeli ganz grochi, dicki, wösi Chnöpf parat; d'Murikeli hei o i allne Farbe blüejt; Bärgeflox, Scheibbräckerli, Aubretie und no viel anderi hei hie scho früech die allerschönschte, farbige Polster härezauberet zwüsche die große, wösi Scheinen yne. Jitz blüeje scho die rosarote Friesli und die blaue Gloggeblüemli. E bunti Schar vo Akelei tüe lüschtig ihri Spitzrödli schwingen i der laue Mailuft; si möchte gwüß gärn tanze; d'Seuchera schüttlen ihri purpurrote Chöpfli und Zwärgiris drückt syni heiterblauen Neugli zue ob all däm Trybe. Da schteit es Rüppeli vo wösi Gottehemmeli und mahnet mi a hübschi Grindelwaldnermeitschi i der Gottetracht, wenn si so zämeschtanden am ne Summtigaben und enander ihri Geheimnis tüe verrate. Und grad dernäbe tüe vo de lekte Frauehärzli Träne falle.

Bald hätt i no vergässe, zwüsche de Birrebäum und der Räblauben ech die viele himmelblaue Flockenblume z'zeige. Nisch nid, als wär es Schtück vom blaue Himmel hie im Garten und drinne, grad wie d'Schtärn am Himmel, Doronicum, goldfarbig, voller Glanz und Schimmer.

So chunt ei Blueme nach der andere, e ganze Frühling, Summer, Herbst — lang; nie isch my Garten ohni Bluescht, bis daß es chunt cho gfrüüren und cho schneie. De schtarbe myni Bluemen und us em Garte wird es Grab. Aber mir wüsse ja, Nisch nach em Tod nid alles uus und Alme — es chunt en Uffahrt, o nam schtrübschte Winter; hüt hei mers wieder gseh und drum wei mer üs freue!
Frieda Brunner.

Die neuesten Werke des Diakonissenhauses in Bern.

An der Altenbergstrasse, direkt unter dem Salem-Spital, liegt ein schönes Landhaus, genannt das „Stürler-Gut“. Diese Besitzung wurde 1895 von Herrn Dändliker für das Diakonissenhaus erworben und ist nun zu einem Spital eingerichtet worden. Es sollen hier zwölf wenig bemittelte Patienten Aufnahme finden unter der Pflege tüchtiger Schwestern und zwar in Räumen, die aufs Modernste für einen Spitalbetrieb ausgestattet sind. Zugleich soll das Spital als Vorschule für die Schülerinnen des Diakonissenhauses dienen unter der Führung der Herren Aerzte Dr. Lüttsch und Dr. Hohl.

Bei Anlaß der Einweihung des neuen Spitals am 10. Mai lehtsin wurden die anwesenden Gäste durch Ansprachen und Führungen des Herrn Pfarrer A. Frey, des Rektors des Diakonissenhauses, und der Herren Dr. Dumont und Dr. Lüttsch mit den Aufgaben und Arbeiten des Diakonissenhauses im allgemeinen und mit der Schulung der Schwestern im besondern bekannt gemacht.

Das Berner Diakonissenhaus hat sich in den letzten 15 Jahren gewaltig entwickelt. Die Zahl der Schwestern ist um mehr als das Doppelte, auf über 950, angewachsen. Mehr als 500 Diakonissen arbeiten im Kanton Bern: im Infirmerial, im Burgerhospital, im Zieglerhospital, in 14 Bezirkshospitälern, in sieben Gottesgnad-Anstalten und in 8 eigenen Betrieben. Berner Schwestern wirken ferner in Spitälern und Anstalten von 19 weiteren Kantonen. So in Genf allein ihrer 74. Vom Mutterhaus in Bern aus werden auch die beiden Tochterhäuser in Ems und Köln in Deutschland geleitet.

Um die Entwicklung des schweizerischen, vorab des bernischen Spitalwesens haben sich die Berner Schwestern große Verdienste erworben durch treue und sachkundige Arbeit. Im Jahre 1932 wurden von den Schwestern des Berner Diakonissenhauses an 1,388,001 Tagen 33,916 Kranke versorgt.

Die dem Berner Mutterhause angeschlossenen Schwestern stellen in ihrer Gesamtheit eine große soziale Gemeinschaft dar. Alle Glieder dienen ohne persönlichen Lohn dem gemeinsamen Werk, werden dafür aber vom Mutterhaus aus mit allem Nötigen für die gesunden und kranken Tage versorgt. In Ferienheimen im Emmental und am Thunersee, auf Schloß Wildegg im Aargau und anderswo können sich die müdgearbeiteten Schwestern erholen, und im „Wartheim“, in der „Favorita“ und „Sarepta“ in Bern werden die alten und schwachen ausgepflegt.

Der Ausbildung der Schwestern für die Krankenpflege und für die übrigen Zweige der Diakonie schenkt die Leitung der Anstalt große Aufmerksamkeit. Nach dem sechsmonatlichen Vorkurs im Stürler-Spital machen die künftigen Diakonissen einen einjährigen Krankenpflegekurs durch. In zwei Kursen, der eine im Frühling, der andere im Herbst beginnend, werden alljährlich je 20—25 Schülerinnen theoretisch und praktisch zu tüchtigen Krankenpflegerinnen ausgebildet. Außer der beruflichen medizinischen Ausbildung erhalten die Schülerinnen in diesem Lehrjahr auch Unter-

richt in allgemein bildenden Fächern wie Religion, Fremdsprachen, Gesang, Musik und dergleichen. Für Schwestern, die später im Haushalt oder in der Nähstube Verwendung finden sollen, werden spezielle Stunden in diesen Fächern eingeschaltet.

Der wissenschaftliche Unterricht wird durch 8 Fachärzte erteilt. Es steht diesem ein reiches Anschauungsmaterial zur Verfügung. Der Unterricht in der praktischen Krankenpflege liegt in den Händen von zwei bewährten Oberschwwestern und einer Masseuse. Ergänzend treten dazu die Demonstrationen und Übungen am Krankenbett. Den Abschluß der Lehrzeit bilden eine theoretische und eine praktische Prüfung nach den Richtlinien des sogenannten Bundesexamens des Schweiz. Krankenpflegebundes.

Noch ist aber die junge Schwester nicht fertig ausgebildet. Sie hat nun noch eine praktische Ausbildungszeit in den verschiedenen Krankenhäusern der Schweiz und des Auslandes vor sich, wo sie unter Leitung von erfahrenem Personal sich in die Krankenpflege einarbeitet, bis sie zur selbständigen Führung ihres Berufes befähigt ist. In Fällen besonderer Eignung werden einige der Schwestern noch für spezielle Verwendung ausgebildet, so etwa als Röntgen- oder als Laboratoriumsschwwestern oder gar als Hebammen (kantonales Frauenhospital in Bern). Die Einsegnung der jungen Schwestern geschieht erst fünf Jahre nach ihrem Eintritt ins Diakonissenhaus. Die Ausbildungszeit ist zugleich eine Bewährungszeit in seelisch-geistiger Hinsicht.

Ein wichtiges Glied in der Kette der Institutionen, die das Berner Diakonissenwerk umfaßt, ist das Spital Salem. Dieses will allen Klassen von Patienten dienen. Für Unbemittelte hat das Haus einen „Freibettenfonds“ zur Verfügung, der jährlich mit Beträgen von 14,000 bis 20,000 Franken gespeist wird.

Durch den Neubau von 1928/29 ist die Salem-Klinik in die Lage versetzt, auch Erstflakpatienten mit weitgehenden Ansprüchen versorgen zu können. Der Neubau ist nach den Plänen und unter Leitung von Herrn Architekt Max Beerleder ausgeführt worden. Er ist mit dem Optimum an Komfort ausgestattet, den der moderne Spitalbau heute aufweist.

Mit Stolz weist die Leitung des Werkes auf die Tatsache hin, daß das Berner Diakonissenhaus als einziges Diakonissenhaus bis heute ohne öffentliche Unterstützung ausgekommen ist. Sie erwartet aber auch, daß man die Dienste, die die 950 Schwestern mit ihrer treuen und selbstlosen Arbeit der Allgemeinheit leisten, behördlicherseits richtig würdigt und nicht, wie das gelegentlich geschehen ist, durch Gleichsetzung mit irgend einer Erwerbsanstalt vergilt.

*

Es traf sich, daß die Leitung des Diakonissenhauses einige Tage nach der Uebergabe des Stürler-Spitals an die Öffentlichkeit, d. h. Sonntag den 14. Mai, ein neues Werk des Berner Mutterhauses, die Kinder-Heimstätte Eichberg bei Uetendorf, feierlich eröffnen konnte. Der Anlaß wurde dank einer gastfreien und geschickten Regie, zu der Sanct Peter seine freundliche Zustimmung gab, ein richtiges Volksfest. Zu Hunderten strömten die Schwestern von Bern und Thun her mit den vielen Freunden des Diakonissenhauses zu dem auf aussichtsreicher Höhe über dem Dorfe Uetendorf gelegenen altvornehmen Patriziersitz hinauf. Hier durchwanderten sie zunächst die Räume des Herrschaftshauses, die nun für die Bedürfnisse einer Kinderpflege- und Erziehungsanstalt auf das Freundlichste und Wärmste eingerichtet sind. Dutzende von Kinderwagen und Kinderbetten, mit samt einer reichen Ausstattung von liebevollen Händen dem Hause gespendet, warten da auf kleine und größere Pfleglinge, eltern- oder mutterlose Kinder, denen nun die Schwestern ihre mütterliche Liebe anwenden wollen. Draußen im Park und Garten, unter



Das Kinderheim Eichberg bei Uetendorf des Diakonissenhauses Bern.

vorsorglich aufgerichtetem Zeltdach vernahmen dann die Gäste aus dem Munde des unermüdbaren Leiters des Diakonissenhauses, wie das Werk zustande gekommen und welchem Zwecke es dienen soll.

Es war ein langgehegter Wunsch vieler Schwestern, Gelegenheit zur Pflege und Erziehung kleiner Kinder innerhalb des Werkes zu finden. Dieser Wunsch konnte erfüllt werden, als mit Hilfe von guten Freunden des Berner Hauses der Eichberg käuflich erworben werden konnte. Dieses Patriziergut war während Jahrhunderten der Sitz der Familie von Fischer. Das heutige Herrschaftshaus wurde 1790 nach in Paris angefertigten Plänen erbaut. Es war 1832 der Ausgangspunkt der konservativen Bewegung gegen die neue Regenerationsregierung. Der damalige Besitzer des Gutes, Karl Ferdinand v. Fischer (1796—1865), gewesener holländischer Offizier und Großrat seit 1825, begab sich ins Ausland und kehrte erst 1848 zurück. 1850 wurde er wieder zum Großrat gewählt. Der letzte Besitzer aus der Familie von Fischer starb als Junggeselle. Das Gut ging 1923 in andere Hände über. Das heutige Kinderheim Eichberg umfaßt bloß die nächste Umgebung des Herrschaftshauses, den Garten und den Park, mit ca. 8000 Quadratmeter Halt; der Bauernbetrieb ist davon losgelöst.

Die 22 Räume des Hauses bieten Platz für 35 Kinder im vor- und nachschulpflichtigen Alter. Sechs sollen ganz ohne Entgelt aufgezogen werden, für die andern ist ein Kostgeld von 50 Rappen bis ein Franken im Tag vorgesehen.

Das Haus wird von einer Oberschwester geführt, der eine Haushaltungs-, eine Garten-, ein Säuglingschwester und zwei als Kindergärtnerinnen ausgebildete Schwestern zur Seite stehen.

Mit diesem neuen Arbeitsgebiet erhält die Berner Schwesternschaft für ihre Lebensaufgabe, die so ganz auf Liebe aufgebaut ist, die wertvolle Ergänzung nach der mütterlichen und erzieherischen Seite hin. Diakonie heißt eben Dienen und Helfen auf allen Lebensgebieten. Hier ist es der Dienst am armen und hilfebedürftigen Kinde, dem sich nun eine Anzahl Schwestern aus eigenem Antriebe weihen wollen. Herr Rektor Fren gab ihnen in seiner herzlichen, von freudiger Zuversicht getragenen Ansprache den Wunsch mit, „daß die Freude am Herrn ihre Stärke bleibe und daß ihnen die Geduld nicht ausgehe, wenn der Weg vielleicht mühsam wird.“

Den feierlichen Uebergabeakt ergänzten Gesänge der Schwesternchöre, ein von Fräulein Räte Joel geleiteter Kinderreigen und Ansprachen des Präsidenten des Di-

rektionskomitees, des Herrn Pfarrer R. Dürrenmatt in Ronolfingen, und von Herrn Pfarrer Richard vom Diakonissenhaus. Hierauf entwidelte sich im Garten und unter den mächtigen Bäumen des Parkes ein frohbewegtes Volksfestchen, bei dem die Schwestern des Heims die freundlichen Gastgeberinnen spielten. Ihre Gäste schieden mit Dankesgefühlen und mit dem Wunsche im Herzen, daß auch dieses neue Werk des Diakonissenhauses gedeihen möge zum Segen des Berner Volkes. H. B.

Jazzband in Obstalden.

Ein Kleinstadtroman von Paul Ilg.

13

Neuntes Kapitel.

Obwohl der Sommer gegen Ende September noch einmal alle Register zog und eine Reihe glutvoller Tage brachte, die sogar eine dritte Heuernte ermöglichen, hatte Obstalden seinen neunmonatigen Winterschlaf schon begonnen. Der Kurbetrieb war eingestellt. Eine geringe Zahl Nachzügler zu ermäßigten Preisen lungerten, stöberten noch in der abgegrasten Natur herum und machten allerhand Anstrengungen, mit dem Geist der Landschaft auf du und du zu kommen, sei es, daß sie sich rudernd der Einsamkeit ergaben, mit Eiselgeduld Würmer ins Wasser hingen oder jenen unredlichen, gegen die guten Sitten verstoßenden Appetit erliefen, der selbst lammfromme Wirte zu rabiaten Sackfäustlern und Türschmeißern machen kann. Der Kurverein hatte auch heuer alles getan, um die Nachsaison einigermaßen ergiebig zu gestalten. In den Zeitungen der Großstädte erschienen verlockende Ankündigungen: „Herbst in Obstalden!“, laut welchen der Sommer an Pracht und Herrlichkeit gegen jenen nur ein Waisenknecht sei und punkto kräftiger Luft, Trockenheit, wunderbarer Fernsicht, Morgenstimmungen, Sonnenuntergängen usw. alles weit übertreffe, was das übrige Jahr an dergleichen erfreulichen Naturerscheinungen hervorbringe. Der Erfolg stand jedoch auch diesmal wieder in keinem Verhältnis zu den Aufwendungen. Das ohnehin heutzutage schwache Stadtvolk war nicht mehr auf den Sprung zu bringen. Wer die inneren und die äußeren Zusammenhänge dieses Uebelstandes richtig erfassen wollte, brauchte nur beim Engelwirt auf den Busch zu klopfen.

„Es langt halt nirgends hin, und wenn wir noch so große Sprüche machen. „Zweitausend Stunden Sonnenschein“, „Deutsches Nizza...“ aufgelegter Schwindel! Von der lächerlichen Rothenburgerei gar nicht zu reden. Wer kümmert sich denn heute noch um so'n paar baufällige Giebelhäuser und Staatsbaracken? Das können die Leute anderswo viel kompakter haben. Varifari! Industrie muß her! Und wenn sich die Herren Villenbesitzer und Rentenvertilger auf den Kopf stellen!“

Seit Wochen war nämlich ein zäher Streit entbrannt, weil eine große Industriegesellschaft mit der Absicht umging, am Rande der Stadt eine Fabrik zu errichten. In Zeitungen, Versammlungen, an Bier- und Weintischen wurde die schwerwiegende Frage eifrig erwogen. Bürgermeister, Stadtrat, Wirte, Geschäftsleute waren entschieden dafür, während die verschiedenen Exzellenzen, geheimen Räte und sonstigen Ruhestandler halb aus Kommunistenfurcht, halb aus ästhetischen Gründen den Fabrikteufel so schwarz wie nur möglich an die Wand malten. Sie verkündeten Obstaldens Untergang als Kurort, wenn die luftverpestende, wasservergiftende, blidschändende Ansiedlung tatsächlich zustande komme. Aus war's mit der prächtigen Gegend, aus mit dem waderen Volkschlag, die beide Gefahr liefen, verseucht und geschändet zu werden! Die größere Partei der Befürworter hingegen erklärte mit erfreulicher Aufrichtig-

keit: „Wir pfeifen auf eure Romantik und Schöntuerei, bei der wir nicht leben und sterben können!“

Auf Grund eines verstaubten Paragraphen, der den mißliebigen Unternehmern gleichsam als Schlinge um den Hals gelegt wurde, gelang es, jene zum Rückzug zu zwingen. Man gab ihnen nämlich kalt lächelnd zu verstehen: „Ihr könnt euch zwar bei uns niederlassen, eure Millionen in Fabrikanlagen stecken, aber sollte sich's herausstellen, daß die Abwässer Schaden anrichten oder daß sonstige Belästigungen eintreten, behalten wir uns vor, euch die Bewilligung zu entziehen!“

Uncle Sam bekam alsbald kalte Füße, und die Millionenträume zerstoben wie Spreu im Winde. Na, wie da die Volksseele kochte und schäumte! Es hagelte Proteste und Beschimpfungen gegen die Bonzen am grünen Tisch, die den Rauch der Schloten und Arbeiterpfeifen so schlecht vertragen konnten. Umsonst, die fatten Herren verharrten leise schmunzelnd in ihren gutverschänzten Burgen, bis der Sturm sich verzogen hatte. Sie kannten doch diese gutmütigen Raubauze! Man mußte sie nur eine Weile rumoren lassen; binnen kurzem waren sie wieder zahm, leutsam, großfromm! Das allsonntägliche Huhn im Topf, die doppelten Abendschoppen und sonstigen Arabesken wurden als trügerische Luftspiegeleien durchschaut und abgetan. Ueberdies gab es da noch andere Zielscheiben. Zum Exempel die nun glücklich abgewimmelte Jazzband: ein Kapitel, worüber der Engelwirt vollends in feuerpeienden Zorn geraten konnte. Haha, die vigilanten Herrchen hatten ja allerhand ausgerichtet, weniger zwar zur Hebung des Fremdenverkehrs, als zur Erwedung der einheimischen Mädchenschaft! Diese Wildweiber waren keineswegs auf Skulpturen, sondern auf Jungferntränkelein erpicht, deren sie anscheinend eine erschreckliche Zahl davontrugen. Jetzt standen die Herren Eltern, Lehrer und Kirchenlichter verduht vor haarsträubenden Tatsachen. Wahrhaftig, die überzwerchen Burtschen hatten in den paar Monaten ihrer Wirksamkeit einen Busch- und Buzenzauber entfaltet, der noch sehr bedenkliche Folgen zeitigen konnte.

Der Engelwirt neigte zu Uebertreibungen. Allerdings hatte die Deffentlichkeit von einigen sehr unerfreulichen Vorkommnissen Wind bekommen. Da war die Sache mit Friedl Dorn, Struppchen genannt, die vor etlichen Wochen von den Eltern als vermißt gemeldet unter höchst beschämenden Umständen durch die Polizei aus einem Gasthof der Umgegend herausgeholt und nach Hause befördert wurde, während ihr Begleiter, der lange Banjospieler, flugerweise gleich das Weite suchte. Weniger glimpflich war der harmlosere Pianist davongekommen. Sein Mißgeschick mit Rita Süßkind, die ihr großmütiges Rettungswerk jäh unterbrochen sah, hatte das Hohngelächter der ganzen Stadt hervorgerufen. Im „Abler“, wo die Jazzbrüder nach Konzertschluß meist noch ihr Spielchen machten, war es geschehen. Eines Abends in sehr vorgerückter Stunde ließen die jungen Herren ihre Erfolge bei der Damenwelt laut prahlend Revue passieren, wobei Taddeoli ihnen am Ende als Hanswurst dienen mußte. Sie lachten ihn aus, er stehe völlig unter dem Pantomime des Riesenfräuleins, die ihn zu gänzlichem Verzicht auf den Alkohol bewegen wolle. Schon habe er ihr das Versprechen gegeben, jeden Abend nur mehr ein Glas Wein zu trinken. Und um nicht wortbrüchig zu werden, lasse er sich seither sein Quantum gleich in einem Maßkrug auf-tischen. Was aber gewinne er durch seine fragwürdige Enthaltensamkeit? Sei er bisher von seiner ebenso gestrengen als gewichtigen Herrin zum Dank auch nur mit einem Kuß auf die Stirn bedacht worden? Bewahre, sie sehe in ihm ja nur so eine Art Probe-Bräutigam, an dem sie ihre zantipischen Fähigkeiten entwicke, um ihm nach gelungener Unterwerfung kaltblütig den Laufpaß zu geben.

Das war zu viel selbst für die Langmut eines Enrico Taddeoli. Um seinen ungebrochenen Mannesmut zu beweisen,